

Die Tiere der Erde

Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere

Von

Dr. W. Marshall

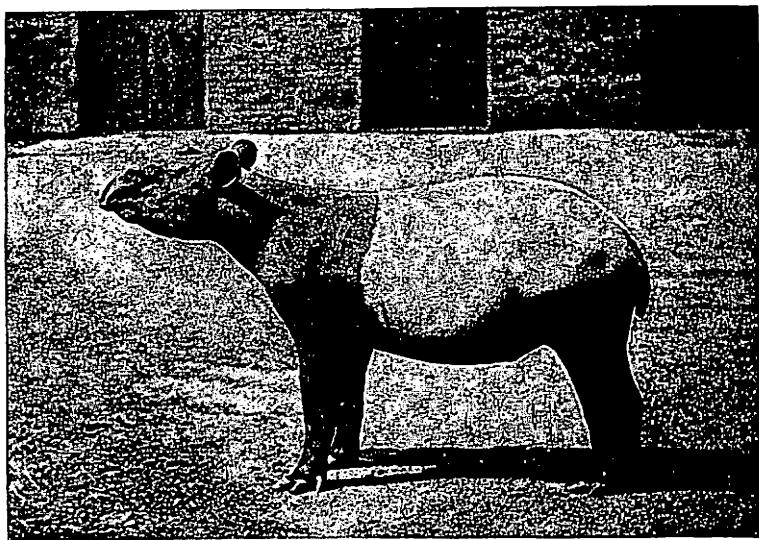
Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität Leipzig

Erster Band

Mit 378 Abbildungen und 7 farbigen Tafeln nach dem Leben



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Schabrackentapir (*Tapirus indicus*)

ziemlich weich, spärlich behaart, und oben entlang des Nackens bilden etwas verlängerte, aufrecht stehende Haare eine Art Mähne. Die Tapire haben im ganzen 42 Zähne, nämlich oben und unten, sowie rechts und links 3 Schneidezähne, 1 Eckzahn und 3 hintere Backenzähne, aber oben 4, unten 3 vordere. Die Weibchen sind etwas größer als die Männchen, und die Jungen sind weiß gefleckt und gestreift.

Die Tapire leben meist einzeln, nur die Mütter längere Zeit mit ihren Jungen zusammen, in feuchten, schattigen Wäldern in der Nähe stehenden Wassers, in das sie sich bei einer wirklichen oder vermeintlichen Gefahr zurückziehen. Sie können sehr rasch, aber nicht anhaltend laufen, auch vortrefflich schwimmen und tauchen. Auf die Suche nach Nahrung, die wahrscheinlich hauptsächlich, aber wie bei den Schweinen durchaus nicht ausschließlich pflanzlicher Natur sein wird, gehen sie besonders des Nachts aus. Während der Brunftzeit sollen sie, das heißt wahrscheinlich nur die Männchen, einen pfeifenden Ton von sich geben. Das Fleisch wird als schmackhaft bezeichnet.

Die Verbreitung dieser Tiere ist sehr merkwürdig. In den Tropengegenden des kontinentalen Amerikas leben 3 oder 4 Arten, fern von diesen 1 Art in Südasien, auf Borneo, Sumatra, Malakka und im südwestlichen China.

Die indische oder asiatische Art ist der Schabrackentapir oder Maiba (*Tapirus indicus*), ein prächtiges Geschöpf von tiefschwarzer Grundfarbe, mit einer weißen, etwas opalifizierenden, scharf abgeschnittenen Schabracke, die vorn vom Widerrist hinter den Kniegelenken weg bis zum Bauche und nach hinten bis zur Schwanzwurzel reicht, die Hinterbeine aber von der Mitte der Keulen an nicht bedeckt. Der Schabrackentapir hat keine Mähne, aber, was sehr bemerkenswert ist, abweichend von seinen neuweltlichen Vettern, vorn und oben am Rüssel einen wenn auch nur kleinen Fingerfortsatz.

Der gemeine amerikanische Tapir, in Brasilien *Anta*, in Guayana *Maipur*, von den Gelehrten seit Linné's Zeiten *Tapirus americanus* genannt, ist in Südamerika weit verbreitet, von Guayana bis Paraguay und von der Meeresküste bis an den Fuß der Anden. *Dows-Tapir* (*T. Dowi*) findet sich in Guatemala, Nicaragua und Costa Rica, wo er mit einer weiteren mähnenlosen Art (*Tapirus Bairdii*) zusammen vorkommt. Auch *Roulin's Tapir* (*Tapirus Roulini*) hat keine Mähne, im übrigen aber eine längere und dichtere Behaarung als alle andern Tapirarten, und das hat seinen guten Grund; denn er lebt hoch droben in den Anden von Quito in einem durchaus gemäßigten Klima. Die amerikanischen Arten sind, abgesehen von den Ohr- und Lippenhäuten, alle gräulich oder bräunlich schwarz.

Die gegenwärtige Verbreitung der Tapire erscheint sehr zerrissen und seltsam; wenn man aber

fünfte vorn erreicht kaum den Boden. Der Kopf erinnert einigermaßen an den unsers Hausschweins, namentlich durch seine gestreckte Gestalt und die aus der Nase und der verlängerten Oberlippe gebildete rüsselartige Schnauze. Diese fällt besonders beim Gebrauche auf, indem sie über 10 Centimeter weit vorgestreckt werden kann. Die kleinen Augen liegen tief im Kopfe, die aufrecht stehende Ohrmuschel ist mäßig lang, eirund, weiß gesäumt und sehr beweglich. Die Nasenlöcher sind sehr ansehnlich. Die Haut ist zwar dick, aber dabei

weiß, daß Familienangehörige in der Tertiärzeit sowohl Nordamerika als Europa und vermutlich auch gewisse Gegenden des nördlichen Asiens bewohnten, dann wird die Sache weniger erstaunlich — die neuweltlichen und altweltlichen Formen stellen sozusagen Endpunkte dar, zwischen denen im Laufe der (geologischen) Zeiten die Verbindungsbrücken zerstört sind.

Die zweite Familie der Paarzeher ist die der Nashörner (Rhinocerotidae), die eine einzige Gattung und etwa 9 Arten umfaßt. Nashörner finden sich in der Gegenwart nur im tropischen, kontinentalen Afrika und in Asien, von Bengal bis Südhina, vom Fuße des Himalaja über ganz Border- und Hinterindien, auf Sumatra, Borneo und Java. Fossil trifft man ihre Reste im mittleren und späteren Tertiär Nordamerikas, Europas und Westasiens, in Tibet zum Beispiel noch in Höhen von fast 5000 Metern. Sie lieben pflanzenreiche, feuchte Gegenden und ernähren sich ausschließlich von Vegetabilien. Es sind große Tiere von durchschnittlich 3,4 Metern Länge und 1,6 Metern Schulterhöhe. Die Gestalt dieser Wesen ist im ganzen und in ihren einzelnen Teilen außerordentlich plump, ihre Haut ist sehr dick und bei den lebenden Arten nur an wenigen Stellen mit ganz undicht stehenden Borsten besetzt.

Für ihren Rumpf paßt das wenig schöne, wenn auch urdeutsche Wort „Wanſt“ am besten. Der Hals ist kurz und dick. Die Beine sind sehr kräftig, stämmig und niedrig, vorn und hinten mit 3 Zehen mit wohlentwickelten breiten, abgerundeten Hufen. Die Zehen sind untereinander und an den Hinter- und Borderfüßen fast nahezu gleich stark. Der Körper lastet aber nicht auf ihnen, sondern auf einer dicken, polsterartigen, unter den Mittelhand- und Mittelfußknochen gelegenen Sohlenschwiele.

Der Kopf ist groß, sein Gesichtsteil bedeutend verlängert, und das Profil erinnert entfernt an das der Schweine; nur daß keine Rüsselbildung vorhanden ist, sondern eine obere Hängelippe, die stark vorstreckbar und sehr biegsam ist, mit der die Tiere auch kleine Gegenstände geschickt vom Boden aufzuheben verstehen und die jedenfalls reich an Tastkörperchen sein wird, für die bei der dicken Haut sonst am Körper wenig Platz vorhanden ist. Die Augen sind klein, liegen tief und haben einen sehr dummen Ausdruck, wie denn auch die geistige Beurteilung der Nashörner sehr gering ist, und wenn man einen dummen Menschen ein Rhinoceros nennt, was gebildete Leute unter allen Umständen besser unterlassen, so hat man dazu weit mehr Berechtigung, als wenn man „Esel“ zu ihm sagt; denn der Esel ist zwar ein störrisches, aber durchaus kein dummes Tier. Entsprechend der geringen Entwicklung der geistigen Fähigkeiten ist auch das Gehirn der Nashörner nur wenig ausgebildet und die es aufnehmende Höhlung im Verhältnis zur Größe des ganzen Schädels nur klein. Hier gilt die Umkehrung des bekannten Wortes: „in einem kleinen Körper steckt oft ein großer Geist“.

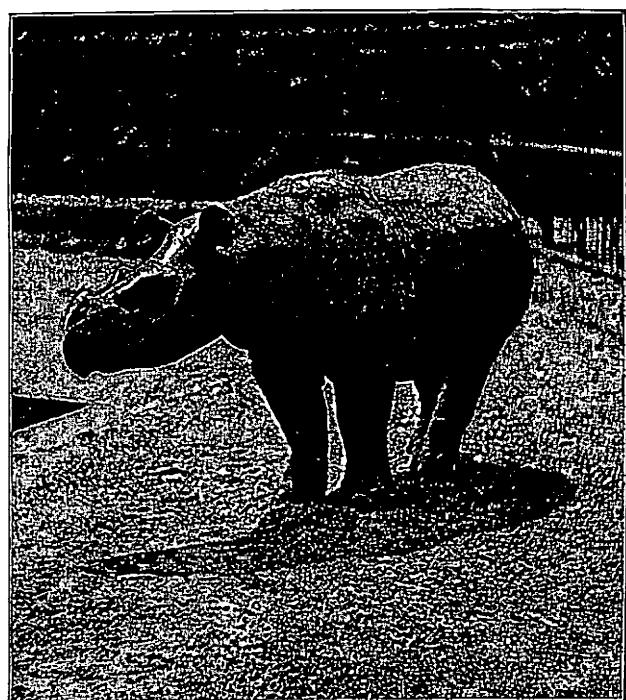
Die äußeren Ohren sind mäßig groß, gestreckt oval, aufrecht und am Schädel weit nach hinten gerückt. Das Gehör soll gut sein, was ich allenfalls zugeben will; wenn das aber auch vom Sehvermögen behauptet wird, so muß ich es von vornherein stark bezweifeln, während ich völlig überzeugt bin, daß das Geruchsvermögen recht fein ist. Der Schwanz ist namentlich am freien Ende



Rauohriges Nashorn (*Rhinoceros lasiotis*) von Sumatra

seitlich, etwas zusammengedrückt, in der Regel etwa von dem sechsten Teil der Länge des ganzen Körpers; er enthält 22 oder 23 kurze, dicke Wirbel.

Was die Hautgebilde anlangt, so wären wohl zunächst und hauptsächlich die in Betracht zu ziehen, nach denen die Tiere ihren griechischen Namen rhinoceros, ihren mittelalterlich-lateinischen nasicornu und ihren deutschen Nashorn haben, also die auf der Nase befindlichen Hörner, die in der Vorzeit auch noch andern Säugetieren zu eigen waren und in der Gegenwart bei verschiedenen Reptilien (Chamäleons, Schlangen u. s. w.), ja auch bei einigen Fröschen vorhanden sind. Die Schnabelauffäße der sogenannten Nashornvögel sind hiermit jedoch nicht so ohne weiteres zu vergleichen. Jene Hörner können, wie schon bemerkt, in der Ein- und in der Zweizahl vorhanden sein, stehen immer oben in der Mittellinie des vorderen Schädelabschnitts und sind etwas wesentlich anders als die seitlich symmetrisch verteilten Hörner der Wiederkäuer. Zunächst haben sie keinen Knochenkern oder Zapfen wie diese, wenn auch, und besonders im höheren Alter, die Knochenfläche, der sie aufsitzen, sehr rauh wird. Dann aber sind ihre Entstehung und ihr feinerer Bau ganz anders als dort; auch die alte Ansicht, daß sie so eine Art normaler Weichselzopf wären und aus echten zusammengeschweißten Haaren beständen, ist eine irrite, sie erinnern eigentlich weit eher an die Barten der Bartenwale. An der betreffenden Hautstelle, an der sich das Horn bildet, entwickelt sich vielmehr ein Bündel langer, durch Haargefäße wohl ernährter Hautpapillen, auf deren Oberfläche verhornte Zellen der Oberhaut ihren Ursprung nehmen. Von, um und auf einer jeden solchen Papille entwickelt sich also eine dicke, starke Hornfaser, und auf dem Hautboden zwischen den Papillen bilden sich gleichfalls Hornzellen, die nun jene Fasern sekundär miteinander verschweißen. Dieses Faserwerk kann aller-

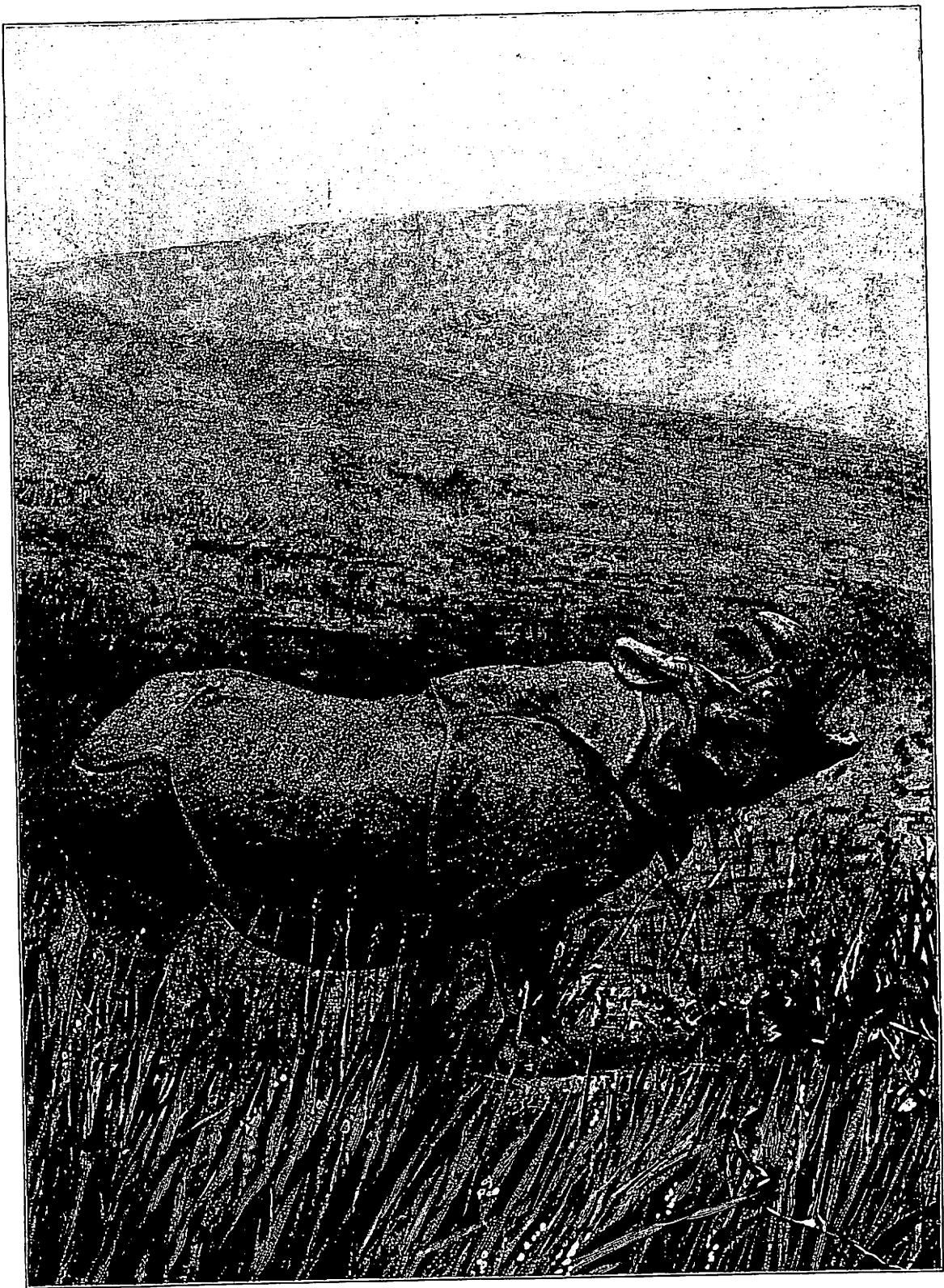


Sumatratisches Nashorn (*Rhinoceros sumatrensis*)

dings so erscheinen, als ob es wesentlich aus Haaren bestände, aber der Hauptunterschied zwischen diesen Hornfasern und den echten Haaren liegt darin, daß jene sich auf frei auf der Haut stehenden Papillen bilden, Haare aber aus Papillen, die in taschenartigen Einstülpungen der Haut, sogenannten Haarfollikeln, ihren Ursprung nehmen. Wenn nur ein Horn vorhanden ist, so steht es auf den Nasenbeinen, und wenn noch ein zweites da ist, so befindet sich dieses auf den Stirnbeinen.

Die Hörner sind kegelförmig und meist nach hinten gebogen, entsprechend der Bewegung, die ein Rhinoceros, wenn es diese Waffe benutzt, dabei ausführt: es senkt den Kopf und damit die Schnauze nebst dem Horne oder den Hörnern nach unten und vorn und hebt ihn darauf mit gewaltiger Kraft nach oben und hinten, so daß es entsprechend der Biegung des Hornes seinem Gegner meist den Bauch aufschlägt. Die Hörner sehen zwar stumpf aus, dringen aber beim Stoß durch die ungeheure Kraft, die hinter ihnen ist, durch alle Dinge, die nicht Stein und Eisen sind, ein und, wenn die Umstände es erlauben, auch hindurch. In der Vorzeit gab es Nashörnerformen, die eigentlich dem strengen Wortlauten nach gar keine waren, weil ihnen das am meisten kennzeichnende Attribut, ein „Nashorn“, tatsächlich fehlte. Beim javanischen Rhinoceros haben bloß die Männchen ein einziges

andres als die seitlich symmetrisch verteilten Hörner der Wiederkäuer. Zunächst haben sie keinen Knochenkern oder Zapfen wie diese, wenn auch, und besonders im höheren Alter, die Knochenfläche, der sie aufsitzen, sehr rauh wird. Dann aber sind ihre Entstehung und ihr feinerer Bau ganz anders als dort; auch die alte Ansicht, daß sie so eine Art normaler Weichselzopf wären und aus echten zusammengeschweißten Haaren beständen, ist eine irrite, sie erinnern eigentlich weit eher an die Barten der Bartenwale. An der betreffenden Hautstelle, an der sich das Horn bildet, entwickelt sich vielmehr ein Bündel langer, durch Haargefäße wohl ernährter Hautpapillen, auf deren Oberfläche verhornte Zellen der Oberhaut ihren Ursprung nehmen. Von, um und auf einer jeden solchen Papille entwickelt sich also eine dicke, starke Hornfaser, und auf dem Hautboden zwischen den Papillen bilden sich gleichfalls Hornzellen, die nun jene Fasern sekundär miteinander verschweißen. Dieses Faserwerk kann aller-



Indisches Nashorn (*Rhinoceros unicornis*)

niedriges, stumpfes Horn. Auch das indische Nashorn hat nur ein Horn, das aber bei beiden Geschlechtern gleich stark entwickelt ist und eine durchschnittliche Höhe von etwa 30 Centimetern erreicht, jedoch auch bedeutend höher werden kann; überhaupt ist der individuelle Spielraum in der Entwicklung dieser Hautgebilde, und zwar unabhängig von den Gegenden, in denen die Individuen derselben Art vorkommen, sehr groß. Es wird berichtet, daß die Tiere gern mit ihrem Horne in der Erde wühlen, so daß dessen Spitze abgenutzt erscheint, — das ist leicht zu glauben, die Hirsche verfahren ebenso mit den Spitzen ihrer Geweihenden, — sie „schärfen“ sie, wie man das nennt. Bei dem afrikanischen Ketzloa oder, wie es töricht genug genannt wird, beim „weißen“ Nashorn sind die beiden Hörner öfters gleich lang und können unter Umständen und merkwürdigerweise gerade beim weiblichen Geschlecht eine gewaltige Länge erreichen. Im ausgewachsenen männlichen Geschlechte schwankt sie von 18 bis zu 40 englischen Zoll und im weiblichen von 24 bis 60, das längste bekannte misst $62\frac{1}{2}$ Zoll. Das hintere Horn erlangt niemals eine solche Größe. Die Malaien und Chinesen benutzen die Hörner der Rhinocerosse zu allerlei medizinisch-bergläubischem Hokuspokus, und diese werden daher auch aus Afrika fleißig nach China ausgeführt. Unter anderm drechselt man aus ihnen Becher, die sofort äußerlich einen tauigen Beschlag annehmen sollen, wenn der in sie gegossene Trank vergiftet ist.

Die Haut ist fast allen Angaben nach sehr dick, ob aber bei allen Arten, das ist eine andre Frage: So sagt der berühmte englische Anatom Bell von der des sumatratischen Nashorns, sie habe an den dicksten Stellen etwa eine Dicke von 1 Centimeter und an den dünnsten von 60 Millimetern, und ähnlich lauten die Angaben Richard Owens. Ich muß gestehen, ich finde diese Stärkenverhältnisse nicht derart, daß ich sie für ein 2,5 Meter langes Säugetier als „bedeutend“ bezeichnen könnte. Bei manchen Arten ist die Haut in ihrer ganzen Ausdehnung ziemlich glatt,

bei andern zeigt sie tiefe, sehr stark ausgeprägte Falten, zunächst hinter dem Kopfe mehrere, dann eine große, die vom Widerrist bis hinter die Achselhöhle verläuft, eine zweite große, die sich von oben, von der Höhe des Beckens in die Weiche herabzieht. Der Rumpf erscheint dadurch, auch was die Haut angeht, dreiteilig. Der Schulterabschnitt entwickelt unten von der Kehle bis zur Brust eine mächtig gefaltete Wamme, und der Beckenteil einen besonderen, auf der Hauptmasse gelegenen, von ihr durch tiefe Furchen getrennten und etwa bis zur Schwanzwurzel reichenden Deckabschnitt; auch oberhalb der freien Teile der vier Glied-



Indisches Nashorn (*Rhinoceros unicornis*), badeend

maßen verläuft vorn und hinten eine sehr ausgesprochene Querfalte. Bei den asiatischen Arten und besonders deutlich beim javanischen Nashorn ist die Oberfläche der Haut durch tiefe, regelmäßig verlaufende Furchen in kleine polygonale Felder oder Schildchen geteilt, in deren etwas eingedrückter Mitte eine oder einige kurze Borsten entspringen.

Man hat diese Nashörner wohl als bepanzert bezeichnet, aber so weit sind sie in Wirklichkeit noch nicht gekommen und werden wahrscheinlich nie dahin gelangen, obgleich zugegeben werden kann, daß den teilweisen Verknöcherungen der Lederhaut, wie sie uns bei Gürteltieren und besonders bei ausgestorbenen entgegentreten, ähnliche Zustände vorausgegangen sein müssen. Eine Steigerung der Verhältnisse dieser Schußwaffen, denn um solche wird es sich doch wohl handeln, erscheint ausgeschlossen, weil steigernde Momente, das heißt Raubtiere, stark genug, den Rhinocerosen wirklich

gefährlich zu werden, in ihren Heimatländern nicht mehr vorhanden sind; die Waffen des Menschen aber, deren er sich bei der Erlegung dieser Kolosse bedient, haben sich zu schnell entwickelt und sind in ihren Erfolgen zu durchschlagend, als daß die Haut der Nashörner Zeit genug hätte finden können, sich in entsprechender Weise in schützendem Sinne weiter auszubilden. Die Hautmuskulatur der Rhinocerosse soll nach Giebel wohl entwickelt sein.

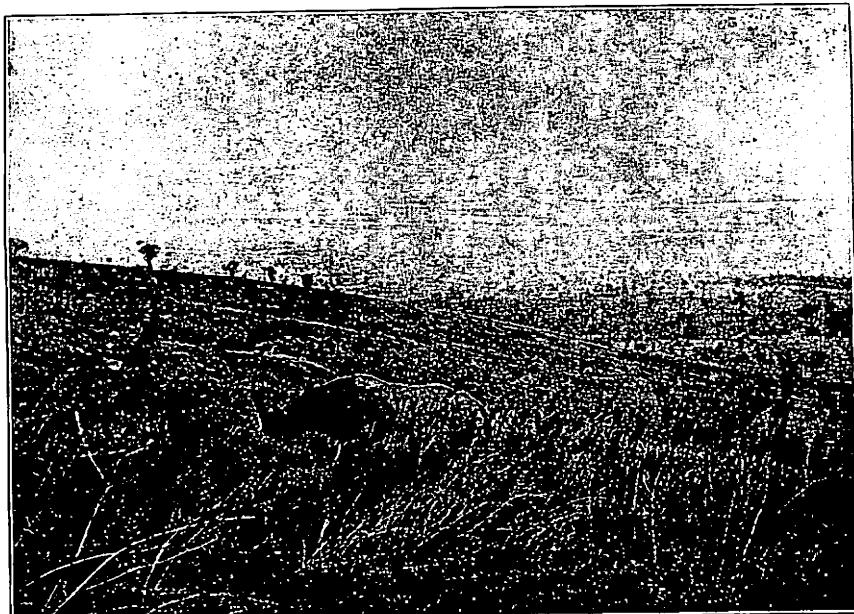
Die Behaarung war, wie schon angedeutet wurde, bei einer vorweltlichen, zweihörnigen Art, die in der Diluvialzeit den größten Teil Europas sowie mittlere und nördliche Gegenden Asiens bewohnte (*Rhinoceros tichorhinus*) und von der uns günstige Umstände ganze eingefrorene Leichen im hohen Norden Sibiriens bewahrt haben, stark, verhältnismäßig lang und über den ganzen Körper verteilt.

Bei den in der Jetztzeit allerdings ausschließlich in tropischen Ländern wohnenden Arten ist die Behaarung in bemerkenswerter Art zurückgegangen. Im allgemeinen finden sich bei ihnen nur entlang des Randes der Ohrrüschen und an der Spitze des Schwanzes, bisweilen (zum Beispiel beim javanischen) seiner ganzen Länge nach, sowie auch in der Gestalt von Wimpern an den Rändern beider Augenlider mehr oder weniger lange und starke Borsten. Stärker behaart und besonders an den Ohren soll das hinterindische rauhohrige Nashorn (*Rhinoceros lasiotis*) sein. Die Farbe der Nashörner ist heller oder dunkler grau und bietet bei den einzelnen Arten wenig Charakteristisches.

Was das Gebiß betrifft, so verhalten sich die Schneidezähne bei den einzelnen Arten verschieden. Ihre Zahl ist ursprünglich oben und unten je 4, aber sie sind wohl niemals vollkommen entwickelt, indem entweder oben die äußeren und unten die inneren bald verloren gehen oder überhaupt gar nicht durchbrechen. Eckzähne sollen den allgemeinen Angaben nach fehlen, doch sind nach neueren Untersuchungen die vorn im Unterkiefer befindlichen Zähne keine Schneide-, sondern in Wahrheit Eckzähne. Backenzähne finden sich oben und unten, rechts und links je 7, von denen sich die 6 hinteren sehr gleichen, während der vorderste weit kleiner ist und oft frühzeitig verloren geht.

Die Nashörner sind, was ihre Nahrung anlangt, wie bereits bemerkt wurde, ausschließlich Vegetarier, aber deshalb ist jene bei den einzelnen Arten doch verschieden; die einen, wie das afrikanische stumpfnasige Nashorn (*Rhinoceros simus*) und das indische, sollen bloß Gras, Binsen, Rohr und dergleichen fressen, das sumatraische und javanische, sowie das gemeine zweihörnige afrikanische und der Keitloa hingegen Schößlinge und Laub von Büschchen und Bäumen. Besonders der letztere soll wenig wählerisch sein, Stengel, Nestchen und Blätter, dürr und trocken, verzehren, von denen freilich ein großer Teil unverändert das Nahrungsrohr passiert.

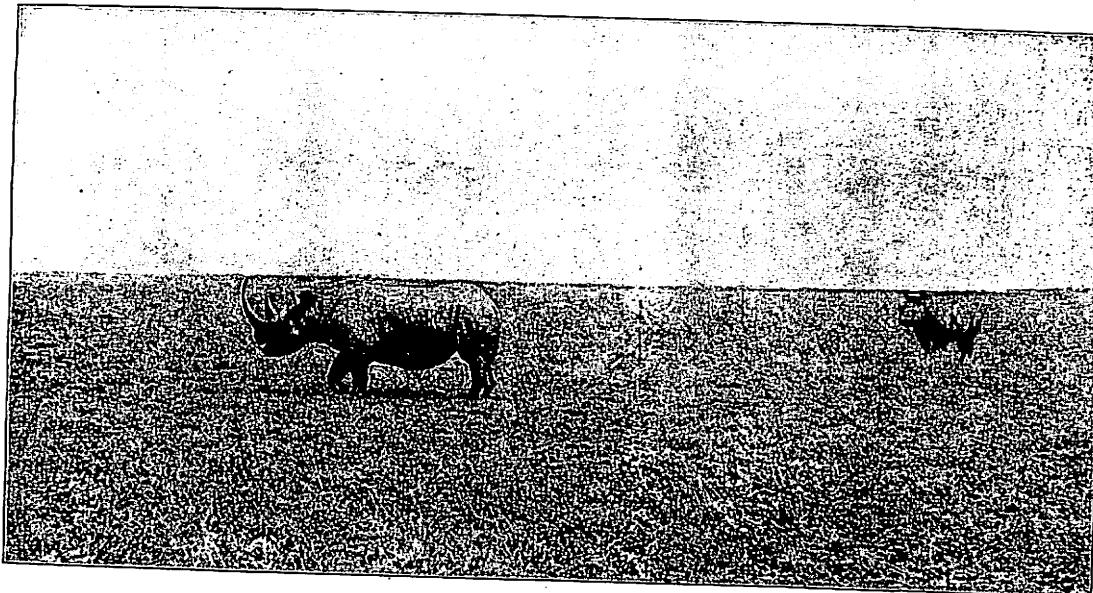
Die Nashörner sind in ihrem ganzen Wesen und besonders auch in ihren Bewegungen viel rascher und lebhafter, als man ihrem plumpen Körperbau nach voraussehen sollte. Selous sagt



Schwarzes afrikanisches Nashorn (*Rhinoceros unicornis*)

vom sogenannten weißen Rhinoceros, wenn man es erschrecke und zufällig aufstöbere, so zöge es in raschem Trabe ab, wenn man es aber zu Pferde verfolge, so ginge es in Galopp über, und es könne lange aushalten und bewundernswert laufen für ein so großes Ungetüm. Ferner bemerkt der selbe Gewährsmann von diesem Tiere, ob es nun ruhig wandle, trabe oder galoppiere, immer eigentliche Schütteln von rechts nach links und umgekehrt schwenken, und vermutlich wird das bei allen Nashornarten so sein.

Die Rhinocerosse lieben sehr den Aufenthalt am Wasser und können stundenlang darin liegen, wobei nur der vorderste Teil ihrer Schnauze mit den Nasenlöchern des Atmens halber oberhalb des Wassers hervorragt, denn sie werden trotz ihrer Dickfelligkeit vom tropischen Fliegengesindel sehr gepeinigt, — Ohröffnungen, Nasenlöcher, Augen, After- und Genitalregionen sind Stellen genug, an denen auch diese dichäutigen Wesen vermutlich recht empfindlich sind.



Schwarzes afrikanisches Nashorn (*Rhinoceros bicornis*)

Im ganzen sind es friedliche, träge und beschauliche Tiere, die stundenlang ruhig auf einem Flecke sollen stehen können, scheinbar tief in Gedanken versunken wie Sokrates, wenn sein Dämon über ihn kam. Vom javanischen Nashorn sagt Horsfield, es greife den Menschen nicht an; dasselbe sagt Selous vom indischen, wo zu er noch bemerkt, daß es auch verwundet nicht leicht zum Angriff übergehe. Doch möchte es immerhin nicht rätschlich sein, sich auf derartige Angaben zu sicher zu verlassen; denn Individualität, augenblickliche Laune und allerlei von vornherein nicht zu beurteilende Umstände dürften da von wesentlichem Einfluß sein. Sehr alte männliche Rhinocerosse, asiatische sowohl wie afrikanische, sollen ungemütliche, gefährliche Gesellen, und die letzteren überhaupt wenig harmlos sein. Merkwürdig ist der Haß, den alle Nashornarten gegen die Elefanten, und die Furcht, die diese vor jenen haben. Sie greifen die großen Rüsseltiere an, wo sie eins erblicken, wilde sowohl wie in Indien auch zahme, und gelegentlich findet man wohl ein totes, dem der Leib aufgeschlitzt ist. Die Jagdelefanten, die sich vor keinem Tiger fürchten, sind nur schwer zur Jagd auf Rhinocerosse zu verwenden. Das indische Nashorn soll sich, laut Selous, bei etwaigen Angriffen auf Menschen und Elefanten nicht seines Hornes, sondern seiner Zähne als Waffen bedienen, was unwahrscheinlich klingt. Wenn das javanische Rhinoceros den Menschen unmittelbar nicht sehr schädlich werden mag, so soll das mittelbar häufig genug der Fall sein, indem es mit besonderer Vorliebe

in die Kaffee- und Pfefferplantagen einbricht und dort mehr zertrampelt als frisst. Erwachsene Nashörner haben außer dem Menschen keine Feinde; kein Tiger und kein Löwe bindet mit ihnen an, aber von allerlei äußerlichen Schmarotzern haben sie zu leiden, die sich namentlich in den Falten, in denen die Haut weich und durchdringbar genug ist, aufhalten. Verschiedene Vögel, in Afrika besonders kleine weiße Reiher, lesen sie ihnen, wenn sie ruhen, ab und sollen dann an ihnen herumklettern wie die Spechte an Baumstämmen.

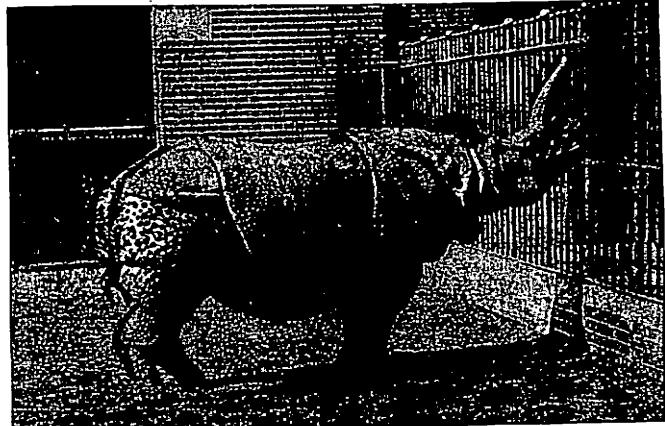
Der Mensch stellt den Nashörnern nicht bloß aus Nebermut und des Sportes halber nach oder um sich ihrer zu erwehren, sondern auch des Fleisches wegen, dessen schon Le Vaillant und Burchell rühmend gedenken. Burchell bemerkt vom zweihörnigen afrikanischen, sein Fleisch schmecke ganz vortrefflich, dem Kindfleische ähnlich, und die Zunge und die Fußsohlen seien geradezu hervorragende Leckerbissen. Selous sagt, die Leber des Kraitloa unter der Asche gebraten, darauf in Holzmörsern, wie sie die Eingeborenen führen, zerstampft und dann mit Reis und Fett angerichtet, sei ein gutes Essen, setzt aber vorsichtigerweise hinzu „für einen hungrigen Mann“. Im übrigen, bemerkt er, gelte das Fleisch oben vom Widerrist für das beste, und es wäre, mit der Haut abgelöst und in dieser in einer Erdgrube gebraten, allerdings ein vorzügliches Essen. Nicht bloß Neger und Europäer lieben Nashornsleisch, auch die Dajals auf Borneo schätzen es sehr.

Die Nashornweibchen sind 17 Monate trächtig, gebären jedesmal nur ein einziges Junges, wie das von so großen Tieren zu erwarten ist, das schnell wächst. Es läuft nach Beobachtungen von Selous immer vor der Mutter her, der Weg mag beschaffen sein, wie er will, das Tempo des Marsches mag langsam oder rasch sein. Die Alte hält dabei immer das Horn an den Rumpf des Kleinen, vermutlich der Direktion halber.

Über den Grad der Geselligkeit der Rhinocerosse gehen die Angaben sehr auseinander, und er mag bei verschiedenen Arten verschieden entwickelt sein. So heißt es einerseits vom weißen Nashorn (*Rhinoceros simus*), es lebe familienweise zusammen, die beiden Eltern mit einem Jungen oder wohl auch mit zwei oder drei Jungen von ungleichem Alter, das jüngste ein Säugling, das zweite etwa zwei und das dritte drei Jahre alt. Von der nämlichen Art wird aber auch berichtet, sie bilde Herden von 100 Stück und mehr, aber nur unter gewissen Umständen. Das weiße Nashorn ist, wie vorher schon gesagt wurde, ein Grasfresser, und alle afrikanischen gräffrenden Säugetiere sind genötigt, ihrer Nahrung wegen zu wandern, weil sie sich nicht an den nämlichen Stellen das ganze Jahr hindurch in genügender Menge findet. Solche wandernden Nashörner mögen gelegentlich wohl zahlreiche Scharen bilden können. Manchmal dürften auch, wenn die Weide spärlich ist und nur gewisse Stellen in einem größeren Gebiete Nahrung gewähren, an diesen mehrere Familien, Eltern mit ihren Kindern zusammen kommen, aber solche zufällig zusammengewürfelten Trupps sind noch keine Herde; denn kein festes Band umschlingt sie, was für eine wirkliche Herde doch bis zu einem gewissen Grade unerlässlich ist.

Vom weißen Nashorn sagt Selous, im südafrikanischen Frühling, das ist im September und Oktober, kämen mehrere Familien auf den frisch grünenden Wiesen zusammen, und ebenso beobachtete Jerdon fast 80 Jahre früher (um 1816) auf Java, daß das dortige *Rhinoceros* in manchen Gegenden der herrlichen Insel herdenweise lebe, sich aber nicht allenthalben finde, sondern nur an

Marshall, Tiere der Erde



Indisches Nashorn (*Rhinoceros indicus*)

Schwarzes afrikanisches Nashorn (*Rhinoceros bicornis*)

sehr pflanzenreichen und einsamen Stellen, entfernt vom Menschen.

Die Rhinocerose werden, und besonders in Afrika, von Jahr zu Jahr sozusagen mit Riesenschritten seltener, denn es wird ihnen auf eine geradezu unverantwortliche Art nachgestellt. Schon 1824 rühmte sich Burchell dessen, daß er persönlich 9 Stück des gewöhnlichen afrikanischen Nashorns erlegt und 10 des weißen teils selbst zur Strecke gebracht habe oder wenigstens bei ihrer Erbeutung zugegen gewesen sei. Von dieser letzteren Art sah Kapitän Cornwallis Harris noch 1837 in den westlichen Teilen Transvaals auf einer Wegstrecke von knapp einem Kilometer 22 Stück,